Aufleuchten.

Von Karl Matties.

In das Grau der Nebeltage
Rankt eine Sehnsucht hinein:
Rotlockend, ein heiliger Gral
Mit dämmrigem Schein.

Aus der Seele Einsamkeiten
Blüht dieser schimmernde Duft
Jäh auf, wie ein knospender Zweig
An herbstlicher Gruft.

Und es rieselt ein Verlangen
Heiß durch das schleichende Blut,
Im Herz klopft ein bebender Drang
Die Weise vom Mut.

Seele, breite deine Schwingen,
Fern schon beflügelt den Fuß
Das Glück, sieh, es leuchtet und bringt
Dir jauchzenden Gruß.

Mucki.

Von Clara Blüthgen.

„Sieh mal, was ich hier alles eingekauft habe. Du mußt aber wirklich hersehen und mich um meine Umsicht bewundern."

Der große Mann beginnt auszupacken. Sorgfältig knotet er an verschiedenen Paketen die Bindfaden auf, schält mit spitzen Fingern die Herrlichkeiten aus den weißen Papieren: feinen kalten Aufschnitt, wundervoll korallenrosa Krevetten, ein paar versprechende Blechdöschen, eine vierkantige, gelbbraune Pastete, geheimnisvoll in Papierschälchen steckende erlesene Süßigkeiten.

„Nun, habe ich meine Sache nicht gut gemacht?"

„Das hast du alles eingekauft? Du selbst?"

„Ich muß schon, da meine kleine Hausfrau so hartnäckig streikt und nicht aus dem Haus zu bringen ist."

Er klingelt dem Mädchen, hilft ihm selbst, die guten Dinge appetitlich auf dem Abendbrottisch zu verteilen. Teilnahmslos steht die junge Frau daneben, ohne nur einen Finger zu rühren.

„So, fertig. Gefällt's dir?"

„Ja — gewiß!"

„Das ist mir zu wenig. Du mußt dich ein bißchen darüber freuen."

„Ich freue mich ja." — Kein Leuchten geht dabei über ihr Gesicht, es bleibt traurig, anteillos wie zuvor.

Während des Essens berichtet der Mann von seinen Einkäufen.

„Und soll ich dir erzählen, was ich noch gesehen habe?"

Sie nickt ernsthaft.

„Nun, das Warenhaus hat sich jetzt auch lebende Tiere zugelegt, eine Unmenge Vögel, kleine Meischen, kaum halb so groß wie ein Sperling. Wellensittiche, die so schön miteinander tun wie junge Ehepaare in den Flitterwochen. Dann ein grüner Papagei mit roten Flügelbändern, der natürlich Lori heißt, der außerhalb oben auf seinem Käfig sitzt, jedem Besucher das eine Krallenpfötchen reicht, während das andere fest am Bauer hält."

Er erzählt in der Art, wie man kranken Kindern etwas vorerzählt, um sie von der Krankheit abzulenken. Dabei hat er scharf seine Frau ins Auge gefaßt, ob sie ihm auch wirklich zuhöre.

„Und denke dir, was es da noch weiter gibt: in einem großen Käfig drei reizende kleine Marmosette-Aeffchen, auch „Glücksäffchen" genannt, nicht größer als eine Ratte, aber mit Schwänzen, dreimal so lang, wie sie selber sind. Die kleinen Racker sind das Menschenähnlichste, was man sich denken kann. Stelle dir vor, sie haben echte kleine Menschengesichter wie Greise, mit großen, trostlosen Augen, und über den großen Ohrmuscheln ganz wunderliche Pinselchen aus starren, hellen Haaren. Du hörst mir doch zu, Anni?"

„Ja" —

„Und weißt du wohl, was der kleine Kerl tat? Rate mal."

„Wie kann ich das wissen?"

„Also: Es gibt da im Käfig eine elektrische Birne mit Blechschirm darüber. Zuerst hockte das Tierchen oben darauf, dann ließ es sich an den Händchen hernieder und hing ausgebreitet vor der Birne, um sich den Leib daran zu wärmen. Das ist doch drollig, nicht wahr?"

„Ja, das ist drollig." —

Der Ton ist ruhig, wie abwesend. Nicht die geringste Teilnahme klingt darin an.

Der Mann seufzt verstohlen und wendet sich ab. Seine Geduld ist am Reißen. Das geht nun schon fast zwei Jahre in derselben Weise so weiter, ohne daß irgendeine Hoffnung auf Besserung sich zeigte. Eine junge, schöne Frau, seine Frau und doch nicht seine Frau. Ein großes, trauriges, krankes Kind, das an nichts teilnimmt, dessen Interessenkreis sich immer mehr verengt.

Die Liebesheirat der beiden hat nur ein kurzes Glück gebracht: das erwartete Kindchen ist tot zur Welt gekommen.

Körperlich erholte sie sich schneller, als man gedacht, seelisch scheint irgend etwas gerissen, irgendein feines Fädchen, das zu dem ewig neuen Leben des Tages hinüberleitet, zu all den kleinen und doch so wichtigen Alltagsinteressen.

Anfangs hat der junge Mann es in der Fabrik drunter und drüber gehen lassen, um sich ganz mit seiner Frau zu beschäftigen. Schließlich aber merkt er, daß dieses tatenlose Sichabmühen ohne Erfolg über seine Kräfte geht — außerdem verlangt die Fabrik den Herrn. Man machte nun den Versuch mit Verwandten, mit barmherzigen Schwestern — alles erfolglos. Schließlich fand man, daß die beiden gut eingearbeiteten Dienstboten für Arbeit und Gesellschaft genügten — irgendwelche geistige Ansprüche stellte die Kranke nicht mehr.

„Hättest du nicht Lust, dir das Glücksäffchen mal anzusehen?" nimmt endlich der Mann den Faden wieder auf.

„Wenn es dir Freude macht." —

Am andern Nachmittag, als er aus der Fabrik kommt — man hatte englische Tischzeit — erwartet ihn seine Frau, den Hut auf dem Kopf. Das nette Zimmermädchen sitzt bei ihr und hält den Pelz bereit.

„Die gnädige Frau freut sich schon auf Mucki."

„Auf Mucki?"

„Na ja, auf das Aeffchen. Wir haben's schon getauft, damit wir doch wissen, wie wir's anzureden haben, wenn es kommt. Nicht wahr, gnädige Frau?" Auch sie spricht, als ob sie ein Kind vor sich hätte. „Mucki heißen sie ja alle in den Märchen, die kleinen Gnomen und Zwerge. Da wird der Name ja wohl für den Kleinen passen."

Frau Anni läßt sich geduldig den weichen Gehpelz überziehen und sich vom Gatten auf die Straße führen. Das erste Auto, das ihren Weg kreuzt, macht sie zittern, aber ihr Mann geht mit ihr vorsichtig, immer die Entfernungen messend, durch das Straßengewühl, daß schließlich ihre Angst nachläßt. Der vollbesetzte Lift des Warenhauses führt sie in die höchsten Regionen, zu den „lebenden Tieren."

Da sind sie alle, von denen ihr Mann erzählt hat, und sie erinnert sich an sie wie an alte Bekannte. Und dort ist der hohe, mit starkem Drahtnetz bespannte Käfig mit den Aeffchen!

Das eine ist von gestern auf heute verkauft worden, aber ihrer zwei sind noch da. Ganz oben im Käfig hocken sie dicht aneinandergedrängt und äugen neugierig auf ihre Bewunderer. Welcher von beiden ist nun aber Mucki? Kein Mensch kann das wissen. O doch, die niedliche Verkäuferin weiß es. Zu jedem einzelnen ihrer Schutzbefohlenen steht sie in einem förmlich verwandschaftlichen Verhältnis. Sie kennt alle Lebensgewohnheiten, Alter, Nammen, Sippe. Also: das eine Aeffchen ist hier in Pension und trägt den Namen „Fumps". Mithin muß das andere Mucki sein.

„Mucki erfreut sich noch der ersten Jugend und zeichnet sich durch besondere Intelligenz und Liebenswürdigkeit aus. Banane und Mehlwürmer nimmt es schon aus der Hand. Oh, die gnädige Frau wird eine riesige Freude daran haben. Einstweilen wird es freilich in einem Käfig gehalten werden müssen, wie dort einer steht — aber später, wenn es erst zahm ist, und man's auf dem Schoße halten kann wie ein Kind" — — —

„Komm fort, Anni, du vergißt, daß dein Mann noch sozusagen nüchtern ist", sagte der junge Eheherr, als er sieht, daß seine Frau viel stärker interessiert als sonst je das Tierchen betrachtet und den Anpreisungen der Verkäuferin lauscht. „Komm jetzt, Liebling, Mucki bliebt dir auch morgen noch."

„Es könnte aber verkauft werden."

„Was täte das? Dann kommt wieder eine andere Mucki-Sendung, und schließlich ist doch eins wie das andere."

„Nein — dieser hat so etwas besonders Rührendes." —

Am Abend, kurz vorm Schlafengehen ereignet sich etwas Besonderes. Anni nimmt die Hand ihres Gatten, spielt verlegen damit, schmiegt sich dann an seine Schulter und sagt schüchtern: „Du, ich möchte was" —

„Nun, und was möchtest du denn, mein Herzelchen?"

„Lache mich aus — ich habe mich in Mucki verliebt. Ich möchte Mucki."

„Aber Kind!"

In diesem Augenblick macht sie ganz den Eindruck einer normalen jungen Frau. Ihre Augen haben einen so andern Glanz als sonst, ein bewegtes Spiel des Ausdruckes läuft über das Gesichtchen, sie ist sehr lieblich und sehr reizend, wie sie nun sich selbst über den törichten Wunsch auslacht.

„Wirklich — ich möchte Mucki."

Es geschah dann, was geschehen mußte: Mucki wurde gekauft. In dem ungleichen Kampf zwischen Stärke und Schwäche siegte auch dieses Mal wie immer die schwache Hilflosigkeit des Weibes.

„Na, es ist zwar ein Unfug, aber da es nun mal ein „Glücksäffchen" ist, so hoffen wir, daß es uns Glück bringt."

Der Anfang sah nicht danach aus. Schon auf der Treppe meldete sich Mucki durch ein fürchterliches Geschrei, es, ein Gemisch von Pfeifen, Fauchen, Schnalzen, das man dem winzigen Tierchen gar nicht zugetraut hätte. Das Bauer war nett ausgestattet, mit den verschiedensten Freßgefäßen, mit einem Brettchen, das in etwa viertel Höhe einen echten kleinen Balkon bildete, zu dem ein Leiterchen hinaufführte. Und oben, in die äußerste Ecke gedrückt, saß ein abscheuliches Geschöpfchen mit zerzausten Fell, den endlosen Schwanz gesträubt wie einen alten Zylinderputzer, die Augen angstvoll aufgerissen, die Zähne gefletscht. In der Todesangst gebärdete es sich, als sei es ein furchtbares Geschöpf, das den großen Menschen da draußen Angst einjagen müsse.

Mucki wurde mit allen Herrlichkeiten seines beschränkten Küchenzettels versorgt, es wurde ihm eine Decke als Teppich über den Balkon gebreitet und eine Schicht schöner weißer Toilettenwatte in die Ecken gesteckt, damit er sich ein Nestchen bauen könne. Man redete ihm liebreich zu, versicherte, daß man ihn sehr lieb habe, und daß es ihm hier sehr gut ergehen würde, und nun möge er so freundlich sein, sich nach den Strapazen der Uebersiedlung zu stärken. Aber alle Logik und alle Liebesmühe prallte an Muckis tödlicher Angst ab.

Die junge Frau, Auguste, die verwöhnte Köchin, Ida, das angenehme Stubenmädchen, standen hilflos um ihn herum — dann trat noch Doggi, die große, vornehme dänische Dogge heran, um ihn zu beschnuppern — und nun war das Malheur erst recht groß. Es schien, als wollte Mucki sich in sich selbst verkriechen, sich mit dem gesträubten Schwanz erdrosseln.

Schließlich ließ man ihn allein, faßte aber draußen vor dem Schlüsselloch, aus dem der Schlüssel gezogen war, Posto — abwechselnd die Hausfrau und das angenehme Stubenmädchen.

„Ach, ich möchte ja so gern, daß er sich gewöhnte, sich so recht wohl bei uns fühlte", meinte die junge Frau, aber ein Blick durch das Schlüsselloch überzeugte sie vom traurigen Gegenteil. Mucki hatte seine Ecke verlassen, tastete das Gitter seines Käfigs ab, sorgfältig Stab für Stab, faßte mit den Händchen den starken Eisendraht und rüttelte mit der Kraft der Verzweiflung daran, um seinem Käfig zu entfliehen. So stehend sah man ihm erst an, was er eigentlich war, ein kleiner Mensch, aber ein fürchterlicher, ein Simson, der die Säulen des Tempels zum Stürzen bringen möchte. Dann wurde er ruhig, drückte sich erschöpft wieder in sein Eckchen, zitternd, scheu, um sich blickend.

„Wissen gnädige Frau", sagt das nette Stubenmädchen, dem die leichte Stellung Zeit läßt, Bücher und Zeitungen zu lesen, „ich habe im Zimmer vom Herrn im Brehm nachgelesen. Ein Marmosette-Aeffchen ist so viel wie ein Uistiti. Sie gehören zu den Nachtaffen, sind Nachtfresser und leben am liebsten in Erdhöhlen und Baumlöchern. Wir sollten ihm ein dunkles Ställchen bauen, damit er sich bei uns wohlführt."

Es wird aus starken Pappen gebaut, die man leicht zwischen die Stäbe des Käfigs, auf den Balkon schieben kann, und andere, die man als Dach darüber legte. So kann man nach Bedarf seine Wohnung abtönen, vom sanftesten Clair-obscur bis zur nachtschwarzen Finsternis.

Mucki nimmt's dankbar hin, so dankbar, daß man ihn eigentlich gar nicht mehr zu sehen bekommt — und nun wird die Sorge immer dringender: er frißt nichts! Ob er sich verhungern will, aus selbstmörderischer Absicht vielleicht? Man häuft einen Kreis von duftenden Bananenschnitten um sein Lieblingsplätzchen, schleicht auf den Zehen hinaus an das Schlüsselloch — wartet, wartet! — und endlich, o Freude, kommt Mucki, Nepomuk aus seinem Verschlag hervor, schnuppert, äugt vorsichtig ringsum und beginnt dann langsam ein Scheibchen nach dem Andern zu zernagen.

Alle, selbst der Hausherr sind beglückt und gerührt: Nepomuk hat gefressen, Nepomuk wird uns erhalten bleiben. Eine selige Stimmung wie um Weihnachten hängt über dem Hause.

Frau Anni sieht ihn mit leuchtenden Augen an.

„Ist er nicht goldig, der kleine Kerl? Wenn er doch wüßte, wie lieb ich ihn habe, und wenn er mich wieder lieb hätte."

„Wie soll er denn gnädige Frau lieb haben? Gnädige Frau müssen sich mehr um ihn bekümmern. Immer selbst füttern und gut zureden: „Ei, wo ist denn unser guter Nepomuk? Wollen wir denn ewig in dem Ställchen sitzen?" Nichts da, gleich mal herunterkommen."

Sie läßt nicht locker, ihre gnädige Frau muß sich selbst um den kleinen Kerl bekümmern, das wird sie schon von ihrer Schwermut kurieren. Immer beschäftigen, mit irgendwas, hat ihr der Arzt so oft eingeschärft. Und so muß Frau Anni das Muckibauer von einer Stube in die andere schleppen, wo gerade Sonne ist, denn Mucki fröstelt häufig. Außerdem muß sie an Nepomuks Zähmung arbeiten, ihm auf winziger silberner Konfettigabel die Bananenscheiben reichen, die er dann davon fortreißt, in beiden Händchen hält und davon abbeißt, wie ein Straßenjunge von seinem Butterbrot.

Der Hausherr sieht diesem Muckikultus mit gemischten Gefühlen gegenüber. Seiner ferngesunden Natur kommt dieses Gehue unfaßbar albern vor, und doch gönnt er seiner armen kleinen Frau die Freude. Manchmal scheint's fast, als wolle die Beschäftigung mit Mucki sie aus ihrer Dumpfheit herausreißen, sie beginnt, sich um ihre Wirtschaft zu kümmern, ein leise Freude an Putz und hübschen Kleider zu zeigen.

Eines Tages trifft er sie in einem festlichen rosa Morgenkleid am Affenkäfig sitzen; in den letzten zwei Jahren hat er sie nur in dunklen Farben gesehen. Das Kleid stammt noch aus der ersten Zeit ihrer Ehe — wieviel fröhliche Tage hatte es damals gesehen! Es ist lächerlich, aber das helle Kleid übermannt ihn, er hätte die Trägerin in seine Arme nehmen mögen, oder er hält an sich und fragt nur:

„So schön, Liebling? Mit einem Male?"

„Ja," sagt sie, „Mucki mag mich lieber in hell. Er mag die schwarzen Blusen nicht. Wenn ich mit dem schwarzen Arm in sein Bauer fasse, fürchtet er sich."

„Ah, also um Mucki!" Er würgt ein bitteres Gefühl herunter. „Na was macht denn dein Kümmerlina?"

„So sollst du ihn nicht nennen. Er ist ja so lieb, und er wird schon ganz zahm. Ich darf ihm jetzt schon den Rücken kraulen. So — ganz vorsichtig, zwischen den Stäben hindurch. Eben hab ihn auch trockengelegt."

„Was hast du getan?"

„Nun trockengelegt, die Watte gewechselt. Das muß doch geschehen." Dabei wird sie rot übers ganze Gesicht.

Dem Ehemann wird's unheimlich. Großer Gott, wenn diese Liebe zu Mucki zu einem Wahn wird, zu einer neuen Form der alten Erkrankung.

Doch Frau Anni hat ihre Verlegenheit überwunden, ganz harmlos sagt sie:

„Am liebsten mag er's, wenn ich ihm was singe. Dann wird er ganz zutraulich. Paß auf, wie er dann das Köpfchen schief legt, um genauer hören zu können." Und zu dem kleinen Scheusal gewendet, fängt sie an, mit einem süßen, heimlichen Stimmchen zu singen:

„Kommt ein Vogel geflogen,
Setzt sich nieder auf mein' Fuß,
Hat ein' Zettel im Schnabel,
Bringt für Mucki 'nen Gruß."

Und der so angesungene kleine Kerl duckt den Kopf, wölbt den Rücken igelartig auf, daß er fast wie ein Igel ausschaut, und ganz langsam, demütig und zutraulich kommt er näher gekrochen.

Frau Anni jubelt:

„Mein Marmosettchen, mein liebes, goldiges Glücksäffchen, hast mich denn lieb? Komm mal ganz nahe ran, daß ich weiß, du magst mich."

Da faßt ihr Mann ihre Hand und schüttelt sie heftig, wie es in ihrer ganzen Ehe nicht vorgekommen ist, und sieht sie mit bösen Augen unter zornroter Stirn an:

„Höre auf, ich kann es nicht vertragen. Alles für das unvernünftige Tier, all deine Zeit, deine Sorge gehört ihm, während ich" —

„Mucki braucht mich. Er ist ja hilflos. Aber du" — sagt sie leise.

„Aber ich? Brauche ich dich denn nicht? Wenn du nur ein Zehntel von dieser wirklichen „Affenliebe" für mich übrig hättest, wir könnten so glücklich sein."

„Es ist schon so lange so zwischen uns — ich weiß ja nicht, ob du es anders wünschest", murmelt sie schamrot, mit einer Bewegung zu ihm hin.

„Ich? Anni — Herzelchen — ich? Das ist doch nicht dein Ernst, ich verstehe dich nicht."

Er fühlt, wie sie schwer atmet, wie ihre junge Brust sich gegen seine Schulter drückt.

„Wie solltest du mich denn verstehen? Ich verstehe mich ja selbst nicht — aber ich brauche etwas zum Liebhaben" —

Sie wirft die Arme um seinen Hals, preßt sich an ihn, zitternd und hilflos.

Und der Mann versteht, was sie nur dunkel ahnt, versteht das irregegangene Muttergefühl des jungen Geschöpfes, versteht die ganze Art ihrer Krankheit, die im Grunde nichts anders ist als verletzte Liebe, die nicht weiß, wohin mit ihrem Reichtum, wohin mit ihrem Sehnen.

Langsam und zart muß ihr der Weg gewiesen werden, bis sie ihn selbst zu gehen wünscht.

Das „Glücksäffchen" hat ihn gezeigt. Noch kennt sie ihn nicht, der Mann aber weiß: er wird zu einem neuen Glück führen.

Das Alter unseres Papiers.

Bekanntlich wurde das Papier, eine chinesische Erfindung, von den Kreuzfahrern nach Europa gebracht. Von 1190 ab erscheint es in Deutschland. Der schwedische Forschungsreisende Sven Hedin, der auf seiner großen Reise in Zentralasien 6500 Meilen zurückgelegt hat, fand in dem Sande der Wüste Gobi chinesisches Papier, das ungefähr aus der Zeit von 250 n. Chr. stammt. Auf dem nördlichen Ufer des Lop-Nor-Sees entdeckte er die Ruinen einer Stadt, und dort sammelte er eine beträchtliche Anzahl von chinesischen Handschriften, die etwa 1700 Jahre alt sind. Nach den chinesischen Quellen, die immer verdächtig sind, wenn es sich um chronologische Fragen handelt, würde die Fabrikation des Papiers in China bis auf das zweite Jahrtausend v. Chr. zurückgehen.

Der „Wunderdoktor".

Erzählung von Maurice Pray.

Martal sur Loire war nicht gerade eines der schmutzigen kleinen Pester der Provinz, in denen es keine Kranken gab. Im Gegenteil; das Städtchen war bei allen Aerzten berüchtigt wegen steter Masern, zahlreicher Fälle von Diphterie und besonders hartnäckiger Grippen. Trotzdem hatte der Doktor Bichonneau keine Praxis. Weshalb? Niemand konnte es genau sagen, denn er gefiel allen. Er war reserviert, ernst in der Ausführung seines Berufes, spielte außerdem gut Tennis, besaß eine nette Stimme, hörte allen Leuten ruhig zu und tat wenigstens so, als ob er alles glaubte, was seine nervösen Patienten ihm erzählten.

Kurz, er war ein tüchtiger Arzt von vorzüglichen Eigenschaften. Aber die Kranken gingen nicht zu ihm, und diejenigen, die ihn zufällig konsultierten, hüteten sich, ihm sein Honorar zu zahlen. Aber wenn es galt, ein Picknick oder ein Tanzvergnügen zu arrangieren, dachte man als guten Gesellschafter zuerst an ihn und lud ihn mit Vorliebe zu Diners ein.

In Krankheitsfällen nahm ganz Martal den alten Doktor Mouchamain in Anspruch. Dieser war unsauber, brummig und fast taub. Mouchamain war eine Tradition der Stadt. Seit mehr denn vierzig Jahren starb man in Martal nur durch seine Vermittelung. Dagegen war nichts zu machen.

Dr. Bichonneau kämpfte sieben lange Jahre. Während sieben Jahre wartete er in seinem komfortabel, mit gutem Geschmack eingerichteten Sprechzimmer vertrauensvoll auf Patienten. Während sieben Jahre empfing er nur wenige Kranke, die sich gewöhnlich mit den Worten empfahlen: „Sie senden uns Ihre Rechnung zu, nicht wahr, Herr Doktor?" Die übliche Redensart jener Leute, die die Gewohnheit haben, überhaupt nicht zu zahlen.

Eines Tages jedoch mußte sich der unglückliche Doktor Bichonneau für besiegt erklären. Er besaß keinen Pfennig mehr. Er zeigte allen mit einer sonderbaren Miene an, daß er nach Griechenland gehen werde, wo man ihm eine vorteilhafte Stellung in einem Sanatorium angeboten habe.

Große Diners wurden ihm zu Ehren gegeben. Frau Grednet Folville arrangierte sogar einen Ball in ihren Salon.

Eine ganze Reihe herrlicher Feste und besonders herzlicher Empfänge wechselten sich ab. Bis endlich der Doktor abreiste.

Zwei Jahre nach der Abreise Doktor Bichonneaus kursierte ein sonderbares Gerücht in ganz Martal. Es gab, erzählte man, in der Vorstadt einen Schuster, der die reinen Wunder tat. Nicht etwa, daß er umsonst das Schuhwerk besohlte; nein, er heilte alle Krankheiten der Welt. Man nannte ihn Vater Filu. Borstig, mürrisch, aber originell, mit einem Bart wie ein Meergreis, lebte er hinten in seiner Krambude in Gesellschaft eines Papageis, einer Elster und eines Wolfhundes, der den Besuchern die Zähne entgegenfletschte.

Vater Filu verließ eigentlich nie seine schmutzige Wohnung. Aber man führte ihm die Kranken der ganzen Umgegend zu und er heilte sie alle. Gewöhnlich sagte er: „Heda! Dich weg, Fifrelin, im Namen des heiligen Joachim!" Gleichzeitig machte er einige geheimnisvolle Zeichen auf die Stirn des Kranken und wie durch Zauber war dieser geheilt. Es gab auch mysteriöse Mixturen, deren Wirkung geradezu wunderbar war. Verrenkungen und Brüche waren ein Kinderspiel für ihn.

Seit mehr denn sechs Monaten ließ Vater Filu den Arbeitern und Landleuten seine Pflege zu Teil werden und alle schwuren auf ihn.

„Dieser Hauptkerl", sagten sie voll Bewunderung, „hatte nicht nötig auf die hohe Schule zu gehen, um zu lernen, wie man arme Leute heilt, im Gegenteil, er kann allen Stadtärzten Unterricht geben."

Und wirklich, eines Tages ging eine Dame der Gesellschaft, Frau Carcaillon, die Frau des Notars, zu Vater Filu.

Der Wunderdoktor, seine Augen hinter großen blauen Brillen versteckt, empfing sie unwirsch. Er ließ sie auf einen Holzschemel Platz nehmen, sprach völlig unverständliche Worte, rief den heiligen Bonifazius und gleichzeitig den heiligen Joachim an. Sein Wolfshund, den er Sokrates rief, mußte dreimal bellen, dann ließ er Frau Carcaillon eine Prise weißen Pulvers verschlucken und würdevoll erklärte er:

„Durch Fifrelin sind Sie geheilt, meine Dame."

„Aber, mein Herr..."

„Sie sind geheilt, meine Dame, sage ich Ihnen."

Zitternd stammelte Frau Carcaillon:

„Es ist wahr, wirklich wahr. Ich fühle mich gesund. Ach, großer Gott!"

„Rufen Sie nicht Gott an", sagte Filu streng. „Rufen Sie zwölfmal den Namen Fifrelin, der Allmächtige!"

Madame Carcaillon rief also Fifrelin an!

„Wieviel bin ich schuldig?" fragte sie.

„Nur dreißig Francs", antwortete Filu mit unerschütterlicher Ruhe.

Es rief eine völlige Revolution in Martal hervor, als man hörte, daß Madame Carcaillon den Wunderdoktor konsultiert hatte.

Die kleine Madame Bargunet, welcher eigentlich nichts fehlte, beeilte sich, dem Beispiel Madame Carcaillons zu folgen. Filu empfing sie mit demselben Zeremoniell, rief Fifrelin an und gab ihr ebenfalls eine Prise weißen Pulvers.

„Es ist wunderbar, unerhört", rief alsobald Madame Barounet aus. „Wie wohl ich mich jetzt fühle! Gerettet, ich bin gerettet!"

Und sie ging enthusiasmiert von dannen.

Man sprach nur noch von Vater Filu, man dachte nur noch an ihn. Mit Doktor Mouchamain wollte man nichts mehr zu tun haben. Was für ein unwissender, stupider, ja schädlicher Mensch!

Den Kapitän Parleflur, der gewichtigste Kopf in Martal, quälte eine chronische Bronchitis und er entschloß sich, nachdem er sich lange über den Charlatan mokiert hatte, Vater Filu zu konsultieren. Auch er war entzückt. Der Wundermann gab ihm die doppelte Portion weißen Pulvers und eine Medizin, die nach Karbol schmeckte. Das Mittel war radikal.

„Sprecht mir nicht mehr von den Doktoren", sagte der Kapitän, nachdem er bei Filu gewesen, „sie verstehen alle nichts. Filu, der brave Schuster, weiß zehnmal mehr. Wunderbar ist dieser Mann, staunenswert."

Und was das Merkwürdigste war, dieser Wunderdoktor sprach fast nichts, verließ nie seine Hinterstube, die in einem geheimnisvollen Halbdunkel lag.

„Welch eigenartiger Mensch", sagten die Damen mit sonderbarem Schauern.

„Er ist ein Uebermensch", meinte Madame Carcaillon, sehr stolz dieses Wort anzuwenden.

Die große Frage war jetzt: „Ist er schön oder häßlich?" Niemandem hatte er Gelegenheit gegeben, ihn betrachten zu können, keiner hatte seine Gesichtszüge in der Dunkelheit, in der er lebte, gesehen. Schließlich wurde allgemein angenommen, daß er ein schöner Mann sei.

Madame Irma Lecomard, die Dichterin, widmete ihm ein seelenvolles Gedicht.

Aber zur Verzweiflung aller wollte Filu aus seinem Maulwurfsbau nicht herauskommen. Man wäre stolz gewesen, ihn empfangen zu dürfen, ihn zu sehen und zu sprechen.

Schließlich gelang es Madame Carcaillon, den Widerspenstigen zu einem Diner zu laden. Seine Zusage war in Martal ein unerhörtes Ereignis.

Er kam, selbstverständlich mit Verspätung, den Kopf in eine große Kapuze verhüllt und trat so in den Salon ein, wo man ihn fieberhaft erwartete.

„Da kommt unser aller Retter", rief Madame Carcaillon in unbeschreiblicher Aufregung.

Filu warf darauf seine Kapuze zurück, er hatte Haar und Bart verschnitten und war von elegantem, jugendfrischem Aussehen.

Rufe, Schreie, Ohnmachten.

„Aber", rief Madame Carcaillon fast wankend, „das ist ja der Doktor Bichonneau."

„Jawohl, er ist es wirklich", stotterte die Komtesse Lanzalon.

„In Person", sagte darauf der Pseudo-Schuster Filu. „Ich habe mich als Schuster etabliert, meine Damen, um Sie alle zu heilen. Mir blieb kein anderes Mittel, um Sie zu überzeugen, daß ich ein ebenso guter Arzt als alle anderen bin."

„Aber die Pulver, diese heilenden Pulver, die Sie uns gaben und Wunder getan haben?" fragte Frau Grednet Folville.

„Das war nur Natron, gnädige Frau", erwiderte der Doktor mit selbstgefälligem Lächeln.

Der Sachverständige.

Der Leiter einer Fischbrutanstalt genießt den Ruf eines Sachverständigen in allen Angelegenheiten, die auf Forellenzucht und Forellenfang Bezug haben. Von allen Seiten erhält er Anfragen über die Pflege dieser ebenso schönen als schmackhaften Tiere; man sucht seinen Rat, wie man Forellen fangen kann, man frägt bei ihm an, wenn sich unter den Forellen irgendeine Krankheit zeigt.

Kürzlich erhielt er ein Prachtexemplar einer Forelle, die zuerst gebührend bestaunt, dann geputzt und gesotten, und schließlich mit Behagen verzehrt wurde.

Aber das köstlich Gericht hatte einen unangenehmen Nachgeschmack. Etliche Tage später erhielt der Sachverständige nämlich den folgenden Brief:

„Werter Herr! Vor einigen Tagen schickte ich Ihnen eine Forelle; würden Sie die Güte haben, sie zu untersuchen und zu analysieren, da ich gerne wissen möchte, woran sie gestorben ist."